In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 18. **Posen, den 22. Januar 1929.** **3. Jahrg.**

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(16. Fortsetzung.)

Aber er hatte es wohl nicht gehört, denn er fuhr fort: „Es wird dir vielleicht nicht wichtig genug gewesen sein, es dir zu merken, was damals geschehen ist. Aber ich, ich habe mir's gemerkt. Ich bin eitel genug gewesen, nicht ausgelacht werden zu wollen, weil wir noch keine Kinder gehabt haben. So sind wir halt zur Mariazeller Gnadenmutter gegangen. In Annaberg, kurz vor dem Ziel, haben wir übernachtet. Es waren so viel Wallfahrer da, daß wir keinen Platz haben bekommen können. Wir haben mit vielen anderen in einer Scheune schlafen sollen, aber da war es so dunstig und schwül, daß wir lieber ins Freie gegangen sind. Es war so eine Nacht wie diese, da haben wir uns am Waldrand in einen Heuhaufen gelegt, die Sterne waren über uns . . . erinnerst du dich jetzt . . . ?"

„Ja!" sagte Rina, und ihr Herz schwang gleich einer Glocke.

„Nun . . . damals, Rina, damals . . . bist du eigentlich zum erstenmal Weib geworden. Es war die Nacht, die uns unseren Lex geschenkt hat."

„Das weißt du," stammelte Rina außer sich, „das weißt du?"

„Wie sollt' ich's nicht wissen?" sagte Justus ganz betrübt.

Ach, wenn Justus dieses zarteste und vertrauteste Geheimnis der Vergangenheit wußte, dann war ja alle Qual und Gewissenspein unnötig, dann war ja alles gut. Dann stand kein Zweifel mehr zwischen ihm und Rina, dann war sie ja befreit und erlöst, dann durfte sie ihr Blut ausbrennen lassen, wie es wollte, dann war ihre Liebe nicht Sünde, sondern edelstes Recht ihres Herzens. Ein Jubel durchbrauste sie, der sie betäubte und zu einem leisen, glückhaften Lachen zwang.

Erstaunt sah Justus auf, sah Rinas Gesicht von einem überirdischen Leuchten erhellt.

„Schau' den Himmel an!" sagte Rina plötzlich, indem sie die Hand nach Norden ausstreckte.

Sie waren so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, daß sie nicht bemerkt hatten, welch wunderbares Zauberspiel inzwischen das ganze Firmament in ein Lichtmeer verwandelt hatte. Ueber den ganzen Nordhimmel zog sich ein Schleier aus Strahlen hin, er hing mit roten und grünen Fransen bis tief zum Horizont herunter, schien dort unten gewoben und verdünnte sich nach oben zu immer lockerer aneinandergereihten Bogen und Bändern, die sich zuletzt zu einer Krone vereinigten, von der eine sprühende Garbe fächerförmig nach einem Punkt über Justus' und Rinas Köpfen anstieg. Das alles war aber kein totes Licht, sondern wogte und wallte, zog sich zusammen und war in unaufhörlicher Bewegung.

„Ein Nordlicht!" sagte Justus, ganz benommen von der nichts Irdischem vergleichbaren Schönheit der Erscheinung.

Ja, man mochte sie vielleicht Nordlicht nennen, aber Rina wußte es besser. es war ein Stück vom Strahlenmantel Gottes, das sie da zu sehen bekamen.

Plötzlich fühlte Justus Rinas Arme um seinen Hals, ihren Körper in drangvoll süßem Anschmiegen an seine Brust. „Nimm mich!" flüsterte sie an sein Ohr hin.

Hatte ihr nicht der Himmel selbst ein Zeichen gegeben, daß sie dies zu ihm sagen durfte?

16.

Der Student Max Knollmeyer erwachte gegen Mittag mit dem Gefühl, als befinde sich in seinem Schädel ein ganzes Nest haariger Raupen, die im Begriffe seien, nach allen Seiten auseinanderzukriechen.

Er blinzelte in die Sonne, fand aber, daß dadurch die Raupenbevölkerung seines Kopfes nur in noch größeren Aufruhr gerate und schloß die Augen wieder.

Immerhin drang auch durch die zusammengekniffenen Lider so viel Helligkeit, daß er an keinen Schlaf mehr denken konnte. Er war ein wenig ungehalten darüber und fluchte innerlich über diese schandbar unbequeme Lage seiner Bude, die ihm die Morgensonne geradewegs ins Bett klettern ließ. Er riß die Augen wieder auf, um eine Abhilfe zu finden. Das einfache wäre wohl gewesen, wenn er hätte die Fenstergardinen herablassen können, aber es gab keine Fenstergardinen, sie waren fort, seitdem er sie unlängst im Uebermut des Rausches heruntergerissen und auf die Straße geworfen hatte; und seine Wohnungsgeberin dachte nicht daran, sie zu ersetzen, es schien ihr wohl genug, daß sie ihn überhaupt hier wohnen ließ, obwohl er mit drei Monaten Miete im Rückstand war.

Es blieb nichts übrig, als aufzustehen. Seine Laune wurde dadurch nicht besser, denn jede Bewegung schien das lose im Kopf sitzende Gehirn schmerzhaft gegen die Schädelwände zu stoßen. Auch daß der Kaffee kalt und mit einer dicken Haut überzogen auf dem Tisch stand, war wenig geeignet, ihm neue Lebenslust zu geben. Als er endlich mit dem Waschen fertig geworden war und, am Fenster stehend, mit dem zahnlückigen Kamm durch die Haare fuhr, machte er sich daran, seine Gedanken zu ordnen. Er versuchte sich zu erinnern, was es gestern gegeben hatte.

Da war man zuerst in der Weinstube gewesen, hatte dann einige Kaffeehäuser besucht, aber der letzten Stationen der heutigen Nacht vermochte er sich beim besten Willen nicht zu entsinnen. Man war wohl wieder auf der Kleinseite drüben in den verrufenen Kneipen herumgekrochen, wo man immer gegen Morgen zu landen pflegte, und schließlich hatte man . . . an diesem Punkte seiner Bemühungen um die Wiederherstellung seines Gedächtnisses gab es ihm einen Ruck. Zum Teufel, was war mit Wlasta geschehen, wohin war Wlasta geraten, da sie nicht hier war? Ein jäher Grimm sprang in ihm auf, warf ihn kopfüber in ein loderndes Flammengezüngel vor Eifersucht. Dieses verdammte Frauenzimmer, wenn man sie nicht ständig im Auge behielt, so war man ihrer nicht sicher. War sie etwa mit dem langen Waschulin gegangen, den Max schon längst im Verdacht hatte, daß er sie mit seinen Wünschen verfolge? Es war beiden zuzutrauen, daß sie seinen Rausch benutzt hatten, um sich über ihn lustig zu machen.

Jetzt war sein Kopf im Flammenbad des Zornes so weit von Nachtdünsten gereinigt, daß er es noch einmal unternehmen konnte, die Bilder des gestrigen Abends klarer zu erfassen. Alle Wirtshäuser waren gestopft voll Menschen gewesen, man hatte kaum einen Platz zum Sitzen kriegen können, und alles hatte sich in einer schwungvollen Stimmung von Verbrüderung und Entflammtheit befunden, einem erhöhten Gemeinschaftsgefühl, das den einzelnen mitriß und ihm Bedeutung vor sich selbst gab. Man hatte Sekt getrunken, sich umarmt, hurra gerufen, Lieder gesungen. Warum nur?

Plötzlich entsann sich Max der Ursache dieses ganzen Wirbels. Der Krieg! Der Krieg war ausgebrochen, dieses unverschämte Preußen wagte es, Oesterreichs Willen Widerstand zu leisten, es war immer schon so großschnauzig gewesen mit seinem Bismarck und seinem König Wilhelm. Aber nun würde man es züchtigen, binnen wenigen Tagen würde man in Berlin stehen und den Herrschaften den Daumen aufs Auge drücken. Man begeisterte sich an dem alten Ruhm der glorreichen Armee und überbot sich in Ausmalung der Bilder, wie die Preußen laufen würden samt ihren Hinterladern. Max ging der Krieg unmittelbar nichts an, sein Vater hatte einen Ersatzmann für ihn gestellt, und darum hatte er gestern um so vergnügter an dem allgemeinen Jubel teilnehmen können.

Als Max all dies wieder in sein Gedächtnis zurückgerufen hatte, verstand er auch, warum es ihm vorkam, als sei die Stadt unruhiger als sonst. Er wohnte im vierten Stock eines Hauses hinter der Teinkirche und sah von seinem Fenster über eine Menge alter Ziegeldächer hin, die sich mit einem warmen Rotbraun aneinanderdrängten und von den Türmen der Kirche, deren jeder wieder vier spitze Ecktürmchen trug, überragt wurden. Es schien ihm, als woge in den schmalen Straßenschluchten ein freudiges Stimmengewirr und brande zu ihm empor, dann glaubte er verflogene Bruchstücke von Musik zu hören, und wahrhaftig, dort drüben aus einem der Bodenfenster hing auch bereits eine schwarz-gelbe Fahne heraus, als sei die erste Siegesnachricht schon eingetroffen. Und plötzlich fiel Max noch etwas ein, was seine Laune noch mehr erhöhte, der Waschulin mußte ja in den Krieg mit, der war nicht losgekauft, und da war er ja auf die beste Art von der Welt seinen unbequemen Mitbewerber auf eine Zeit los, und es war gar nicht ausgeschlossen, daß ihn einer der preußischen Hinterlader, so schlecht sie auch schießen mochten, gänzlich von ihm befreite.

All das trieb Max an, möglichst rasch auf die Straße zu kommen und sich in das freudige Leben zu stürzten. Es war wirklich so, wie er gedacht hatte, er sah allenthalben vergnügte Mienen und großartige Gebärden, alles war von einer unerschütterlichen Zuversicht getragen, daß Preußen binnen kurzer Zeit am Boden liegen würde, so daß Max bei sich wünschte, der Krieg möchte nur nicht zu bald zu Ende sein. Waschulins wegen. Haufen junger Leute zogen singend durch die Straßen, Eichenlaub an den Hüten, schwarz-gelbe Maschen im Knopfloch, lauter zukünftige Helden, und blieben lachend vor den Läden stehen, um einander die Zerrbilder Bismarcks zu zeigen, die darin ausgestellt waren.

Vor dem Bühnentürchen des Landestheaters stand ein Grüpplein von Choristen, um die Probenpause im Sonnenschein zu genießen. Sie empfingen Max mit vertrauten Zurufen und freundschaftlichem Hallo, gestern hatten einige von ihnen an dem Bummel teilgenommen, ja es war ungeheuer fesch gewesen gestern, sie zwinkerten Max zu, eine tolle Nacht, was? Eine kleine Niederlage, nicht wahr, aber sie würde den Sieg über Preußen nicht verzögern, dem Melniker, den sie getrunken hatten, hielt auch ein Stärkerer nicht stand.

Wlasta? Wo Wlasta sei? Wlasta Halm? Sie war nicht da, war ausgeblieben, der Spielleiter hatte sie schon aufgeschrieben, wegen Versäumnis der Probe, ach, was machte sich eine Kollegin wie Wlasta Halm aus dem Strafgeld, wenn man einen solchen Kavalier hatte wie Max! Sie lag wohl noch im Bett, und eigentlich müßte doch Max wissen, in welchem, haha!

Eilig schritt Max durch ein Gewirr von Gäßchen, Durchhäusern und dunkeln Höfen, in die graues Gemäuer alter Bauten zerbröckelnd herabschaute, Wlastas Wohnung zu. Sie lag auf einem Gang, der sich mit Bogenlauben auf einen dieser mit Gerümpel verstellten Höfe öffnete. Die Vermieterin, die ihm die Tür aufmachte, war in einen schmierigen Kittel gekleidet und duftete nach einer Mischung von Zwiebeln und abgebrühter Schmutzwäsche. Ihr verlegenes Grinsen verriet Max sogleich, daß Wlasta nicht daheim war. Er stieß sie beiseite, drang in Wlastas Zimmerchen, das Bett war friedlich mit seiner Rahmendecke geschlossen. Max warf einige Worte auf ein Stückchen fettiges Papier, eine Einladung für Nachmittag, kurz, befehlshaberisch, drohend.

Am liebsten hätte er Wlastas Spur verfolgt, sich auf ihre Fährte gesetzt, wie ein Schweißhund, aber er mußte vor allem noch einmal heim, das wichtigste war jetzt, Geld zu bekommen, und inzwischen mußte ja der Briefträger dagewesen sein.

Die Quartierfrau empfing ihn mit wichtiger Miene, Besuch war da, ein fremder Herr, der schon seit einer Weile wartete. Max war nicht in der Stimmung, sich da mit Rätselraten abzugeben, er riß die Tür seines Zimmers auf, da saß wirklich ein wildfremder Mann in einer Ecke des Sofas.

Der Gast hatte sich Platz schaffen müssen, indem er eine Fracht von schmutzigen Hemden und zerrissenen Büchern auf den Boden abgeladen hatte.

Er sah Max so ernst und eindringlich an, daß dieser auf einmal in eine peinliche Verlegenheit geriet, weil es so wüst bei ihm aussah. Und jetzt fragte ihn dieser fremde Mensch mit demselben Unbehagen einflößenden Blick: „Nun, du erkennst mich wohl nicht?"

Max spürte wieder die Raupen in seinem Kopf: Nein, er kannte den fremden Mann nicht woher sollte er ihn kennen?

„Du warst freilich damals ein kleiner Junge," sagte der Mann, „und ich hab' mich wohl auch etwas verändert. Ich bin dein Onkel Justus."

Das also, das war der berühmte Onkel Justus, von dem daheim so viel gesprochen wurde, ja, ja, so mußte man aussehen, wenn man vom Land nach Prag kam, halb Bauer, halb Städter. Ein Gefühl von Ueberlegenheit stellte die Laune wieder her, mit einem halb wohlwollenden, halb mitleidigen Lächeln fragte Max: „So, du bist also der Onkel Justus? Kommst dir auch einmal Prag anschauen?"

Nein, Justus war nicht zum Vergnügen da, er hatte geschäftlich zu tun, er wollte daheim einen Brunnen graben und eine Pumpe aufstellen, die durch den Wind betrieben werden und ihm das Wasser in den Garten heben sollte. Und dabei wollte er gleich doch einmal nachsehen, was sein Neffe und Patenkind Max treibe.

Dabei ließ er seine Blicke durch das Zimmer wandern, und das war nicht eben angenehm für Max, daß er sich alles so genau zu betrachten schien, gerade heute, wo Frau Stöckl noch nicht Zeit gehabt hatte, die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen.

„Also so schaut es bei einem Studenten aus?" sagte Justus noch obendrein, als genüge es nicht, sich bloß mit den Augen zu verwundern.

„Ja, weißt du," sah sich Max genötigt, zu erwidern, „es ist gestern etwas spät geworden, wir haben den Krieg gefeiert."

„So — habt ihr den Krieg gefeiert?" sagte Justus mit eigentümlicher Betonung, indem er fortfuhr, die peinliche Beschau in die entlegensten Winkel auszudehnen.

Max überkam ein gelinder Zorn über diesen Mann, der dasaß und entschlossen schien, sich jede Einzelheit dieser übel hergerichteten Behausung einzuprägen. Was wollte er überhaupt da, was hatte ihn zu Justus geführt, und warum schwieg er jetzt so aufreizend?

(Fortsetzung folgt.)

Lessings Tod.

Von Hans-Eberhard Lex.

Auf die stolzen Patrizierheime und die behäbigen Kleinhandwerkshäuschen Braunschweigs sinkt die Dämmerung; in den gekrümmten und gebogenen Straßen, in den lustigen Winkeln und Ecken, die sich breitbeinig in die Perspektive stellen, erstirbt allmählich das bunte Leben der herzoglichen Residenz. Der Hauptmann der Schloßwache erteilt den wachhabenden Offizieren in scharfen Worten die letzten Instruktionen, versichert sich der üblichen Ordnung und schreitet gemessenen Schrittes mit klirrendem Pallasch durch den mit Schnee behangenen Park zur Klosterschenke, hinter deren zinkeingefaßten Fenstern die ersten Kerzen matt aufflackern. Die Oker schiebt sich verdrießlich unter tiefhängendem Weidengestrüpp hin, und von dem kleinen aufgebauten Turm der gotischen Aegidienkirche kündet eben mit metallener Stimme die Glocke die sechste Abendstunde an, als der Weinhändler Angott die schwere, mit Messing beschlagene Tür der „Neueschenke" knarrend aufschlägt und von dem hochgeschwungenen Treppengiebel besorgt nach allen Seiten des Marktplatzes blickt. Aus dem „Liebfrauen" tönt Schellengeläute und Wagengerassel auf dem hartgefrorenen Schnee, dampfende Pferde eilen an der Ratsapotheke vorüber, und schon bald hält eine Equipage vor dem Angottschen Hause; der in Pelze eingehüllte Fahrgast winkt mit seiner behandschuhten Rechten dem besorgt Ausblickenden zu. Eilfertig geht dieser an den Wagen und öffnet mit einer galanten Verbeugung den Verschlag, während der Bedienstete fürsorglich den erhitzten Gäulen eine Decke überwirft.

„Wie steht es um Lessing?" unterbricht der eben Angelangte das förmliche Schweigen, indem er den zerstäubten Schnee von seinem Mantel schüttelt. Fragend heften sich seine Blicke auf das müde Gesicht Angotts, der mit Daveson, dem Untröstlichen, so manche Nacht an dem Krankenlager des großen, verehrungswürdigen Mannes gewacht hatte.

„Man befürchtet das Schlimmste, Herr . . ." Weiter kann Angott nicht sprechen, denn schon eilt Eschenburg die steinernen Stufen hinauf, stößt die Tür zurück und tastet in der Dunkelheit des Vorraums nach der zum Obergeschoß führenden Treppe, die unter seinen Tritten in allen Fugen ächzt. Langsam folgt ihm Angott, schmerzerfüllt, mit gebeugtem Haupt, um die Tränen, die ihm in den Augen stehen, still zu verbergen.

Lessing bewohnt den schmalen Raum, den Eschenburg betritt, nur, wenn er von Wolfenbüttel aus seine Freunde in der Herzogstadt besucht. Als Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand seinen Hof noch vorwiegend im Schloß zu Wolfenbüttel unterhielt, weilte er seltener hier, und sein steter Vorsatz, die Residenz häufiger aufzusuchen, wurde immer auf halbem Wege durchkreuzt im „Großen Weghause" zu Klein-Stöckheim; dort verbrachte er dann im Kreise der Freunde seine Freizeit. Ende des Jahres 1781 führte er seinen Entschluß aus; Malchen begleitete den immer Kränkelnden. Zwei Tage weilte er am Hof, wohin er unter anderem zu einer Festlichkeit geladen war. Am Abend des 3. Februar überraschte ihn ein Stickfluß, das Sprachvermögen wurde gestört, und seine Rückkehr nach Wolfenbüttel war in Frage gestellt. Lessing verließ das Bett nicht mehr, und schon nach wenigen Tagen spottete die ausbrechende Krankheit jeder ärztlichen Kunst.

Aus schweren Silberleuchtern rinnt das Licht dicker Wachskerzen über die goldverbrämten Tapeten und die eingedunkelten Oelgemälde der Welfenherren, die über dem Spinett hängen, strahlen tiefe Schatten aus. Auf der mit Mosaik ausgelegten Tischplatte ruht ein abgegriffenes Buch: der Briefwechsel Schlözers über das Verfahren der protestantischen Geistlichkeit in Jülich und Kleve; vor Stunden erst von Daveson hier niedergelegt, woraus dieser, nach dem Wunsche des Kranken, gelesen hatte. Schmidt, Leisewitz, Ebert und Kuntzsch — des Erkrankten Vertraute — sitzen ernst und schweigend um den Tisch; Malchen wirft sich schluchzend dem eintretenden Eschenburg an die Brust. Herzbeklemmend sind ihre Worte: „Ich wüßte nicht, was mich so traurig macht, als die Ruinen eines großen Mannes zu sehen."

Die siebente Stunde verstreicht. Hart schlägt der Wind an das Fenstergesims; der große Ofen strömt Wärme aus. Zwischen den Anwesenden liegt das Schweigen; nur Leisewitz und Kuntzsch flüstern einige Worte. Eschenburg stützt den Kopf in die Hände. Schwer lastet die Stunde; Lessings Geist ringt mit dem Tode. Ein herzoglicher Bote kommt und geht.

Ein Geräusch im Nebenzimmer läßt sie auffahren. Ein weiter Vorhang rauscht zur Seite, und Lessing tritt herein: ein Bild des herzzerschneidenden Anblicks. Das edle Antlitz ist schweißbedeckt, hippokratisch sind die Gesichtszüge markiert. Malchen eilt ihm entgegen; die Frage erstirbt ihr auf den Lippen. Wortlos drückt Lessing der Tochter die Hand und wendet sich gegen die Anwesenden, die ihm näher treten. Ehrerbietig, mit entsetzlicher Anstrengung, nimmt er seine Mütze vom Kopf. Plötzlich erstirbt sein Lächeln, die Füße versagen den Dienst, der Stock entfällt seiner Hand. Malchen und Daveson führen ihn auf sein Lager zurück. Als Daveson nach Minuten das Zimmer flieht, wissen sie: Lessing ist nicht mehr. Leisewitz schreitet mit verhülltem Gesicht hinaus. —

Der Schloßhauptmann in der Klosterschenke trinkt seinen Schoppen aus, erhebt sich gähnend und tritt an das Fenster. Gegenüber heben sich die Umrisse des Angottschen Hauses von dem dunklen Hintergrund des Marktes ab. Hinter hellen Gardinen des oberen Stockes huschen Gestalten. — Er weiß: hier wohnt Lessing, und eine dunkle Ahnung steigt in ihm auf. Ein eintretender Kurier macht seine Vermutung zur Wirklichkeit, die tropfenden Kerzen werden gelöscht; der Hauptmann verläßt die Schenke, seine Schritte knirschen auf dem Schnee. In den Steinbogen der Aegidienkirche schreien die Käuze; eine sternenklare Nacht streut ihr Silberpulver auf die schiefwinkligen Häuschen Braunschweigs. Der Nachtwächter stößt in sein Horn; die Töne hallen weiter, werden zur Totenklage:

Den einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht, sprach Gott, und Leibniz ward geboren,
Es werde Finsternis, sprach Gott, und Lessing starb.

Aus Lessings „Sinngedichten".

(Zu Lessings 200. Gedenk-Geburstage (22. Januar 1929).

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Tor! Erspar', ererb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier und stirb!

*

Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

*

An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

*

An einen.

Du schmähst mich hinterrücks? Das soll mich wenig kränken,
Du lobst mich ins Gesicht? Das will ich dir gedenken!

*

Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns so manches nachgetan!
Ich wette, was er itzt getan,
Tun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

*

Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb.

Hier lieget, die Beate heißen sollte,
Und lieber sein, als heißen wollte.

*

Der Zwang.

Ich habe keinen Stoff zum Lachen
Und soll ein Sinngedichte machen.
Doch wahrlich, Stoffs genug zum Lachen,
Ich soll ein Sinngedichte machen.

*

Grabschrift auf Kleist.

O Kleist! Dein Denkmal, dieser Stein?
Du wirst des Steines Denkmal sein.

*

Grabschrift auf einen Gehenkten.

Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht.

Anekdoten um Lessing.

Zu Lessings 200. Gedenk-Geburtstage (22. Jan. 1929).

Gesammelt von **Karl Hage.**

Als Lessing bei Lichtenberg in Göttingen weilte, sprachen sie über das Wesen des Genies, und Lichtenberg konnte sich nicht versagen, sein Gegenüber mit diesem Ehrentitel zu belegen. Da sprang Lessing wütend auf und rief: „Wer mich ein Genie nennt, dem möchte ich eine Ohrfeige geben."

*

Lessing hatte einst einen Bedienten, gegen den seine Freunde hinsichtlich seiner Ehrlichkeit Zweifel hegten. Zuerst verwahrte sich der Dichter gegen diese Verdächtigungen, endlich aber entschloß er sich doch eine Probe zu machen. Er erzählte eines Tages einem Freunde, er habe, um die Ehrlichkeit des Dieners zu prüfen, Geld auf dem Tische liegen lassen. „Haben Sie aber auch aufgeschrieben, wie hoch die Summe war, die Sie liegen ließen?" fragte der Freund, der Lessings Zerstreutheit kannte. Da sah ihn Lessing betroffen an: das Geld zu zählen, hatte er vergessen.

*

Als Lessing einst in einem Gasthof saß und schrieb, kam der Wirt hinzu und fragte, mit wem er die Ehre habe. Der Dichter schrieb, ohne die Frage gehört zu haben, eifrig weiter. Nun ging der Wirt auf den Schreibenden zu, sah ihm frech über die Schulter in seine Papiere und fragte nochmals, nicht gerade höflich, wer er sei. Lessing wandte sich um und sagte ruhig: „Der Evangelist Lukas.“ (Man pflegt neben diesen Heiligen einen Ochsen zu malen.)

*

Neumann, ein Jugendfreund Lessings, ein sehr mittelmäßiger Kopf, der zudem vom Glück nicht allzu gütig bedacht wurde, verfaßte eine Abhandlung „Ueber Verstand und Glück“ und dedizierte sie Lessing. Die Arbeit wurde in Erfurt gedruckt. Der Verfasser überreichte sie Lessing, der, als er das Titelblatt gelesen hatte, ausrief: „Mensch, wie kannst du über zwei Dinge schreiben, die du nie gehabt hast!?“

*

Als sich Lessing in Berlin aufhielt, pflegte er auf einem kleinen Pferde zu reiten. Einmal regnete es. Der Dichter wollte aber auf den Spazierritt nicht verzichten und legte daher einen großen, weiten Mantel um, der ihn und das Pferd völlig bedeckte. Er ritt, als ihn in der Stralauer Straße ein Platzregen überfiel, sehr rasch und warf einer Hökersfrau ein paar Körbe mit Obst um. Das Weib geriet in hellen Zorn und schrie hinter Lessing her: „Haltet ihn, den großen Kerl! Seht nur, wie er dahinläuft, ungeschickt und so lang wie ein Kirchturm!“ Sie hielt Reiter und Pferd in der Aufregung für ein Wesen.

*

Einst wurde „Soliman der Zweite“ aufgeführt. Man fragte Lessing, welcher der Vorstellung, in der der Direktor und seine Frau die Rollen des Soliman und der Roxolane gespielt hatten, beigewohnt hatte, wie ihm der Abend gefallen habe. „Recht gut,“ lautete die Antwort, „aber am meisten hat mich gefreut, daß der Direktor einmal seiner Frau die Krone aufgesetzt hat, nachdem sie ihn so oft gekrönt hat.“

Die Wohnung unserer Zeit.

Die lebensvolle Sachlage auf dem Gebiet neuzeitlicher Wohnungsgestaltung wird in dem soeben erschienenen reichillustrierten Januarheft 1919 der weltbekannten, führenden Zeitschrift „Innen-Dekoration“*) durch ein Vorwort des Herausgebers Hofrat Dr. Alexander Koch in bemerkenswerter Weise wie folgt beleuchtet: „Die Auseinandersetzung zwischen der künstlerisch-behaglichen und der technisch-zweckmäßigen Raumgestaltung ist mächtig in Fluß gekommen. Ein Teil der modernen Raumkünstler geht zielbewußt auf der letzteren Linie vor, also auf der Linie jener Form, die den Wohnraum ausschließlich als eine Sache der Zweckmäßigkeit, als ein Gefüge von nüchternen Leistungen behandelt und die daher in immer größere Nähe zur rein technischen Lösung gerät. Andererseits ist kraftvoll und leistungsfähig jene Gestaltungsweise am Werk, als deren Ziel man erkennt, den Wohnraum und seine zweckmäßigen Dinge zu einer objektiven Welt von ästhetischem Eigenwert zu machen.

In der Auseinandersetzung zwischen beiden Strebensrichtungen stehen wir an einem Punkt, von dem aus folgendes gesagt werden kann: Zweifellos ist der „funktionale“ Raum mit seinen reinen Leistungsformen und seinem technischen Gepräge berufen, ein wichtiges Wort bei der Gestaltung des künftigen europäischen Raumtyps mitzusprechen. Wir kommen um die energisch gestellte Zweckfrage, um die verstandesgemäße Formfindung, um das nüchterne Denken im Hausbau und im Wohnraum nicht mehr herum. Es liegen in diesen Tendenzen echte Kräfte der Zeit, was besonders auch daraus zu ersehen ist, daß sie nicht nur in der Raumgestaltung, sondern auch auf vielen anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit im Vordringen begriffen sind. Der Wohnraum der Zukunft wird zweifellos Züge enthalten, die von diesen Einflüssen bestimmt sind.

Auf der anderen Seite aber darf als feststehend betrachtet werden, daß der Mensch auch in einer weitgehend technisch geformten Welt ein Bedürfnis nach objektiv schöner Schau, nach Behagen und Kunstwert im Heim behalten wird. Er wird das Bedürfnis nach Repräsentation, das Bedürfnis nach Dauer, Ruhe und sinnfälliger schöner Gestalt behalten. Er wird sich nicht ausschließlich und für alle Zeit der Kälte der rein technischen Form aussetzen wollen, sondern wird in der Zone, die ihn allernächst umgibt — also im Wohnraum — menschliche Wärme, kultiviertes Behagen nicht missen wollen.

Und so ist es meine Meinung, daß die im Gang befindliche Auseinandersetzung nicht mit einem glatten Siege der einen oder der anderen Seite endigen wird. Sondern sie wird im Laufe der Entwicklung die beiden Gestaltungsweisen in neuer Weise zueinanderfügen, sie wird auf höherliegender Ebene eine neue Vereinigung, eine neue Harmonie unter ihnen stiften.

Von diesem Standpunkte aus haben wir, wie ich glaube, allen Grund, uns der lebendigen Kampfsituation auf dem Gebiet der Raumgestaltung aufrichtig zu freuen, ihrer Entwicklung mit achtsamer Spannung zu folgen und dem künftigen Ergebnis mit Hoffnung entgegenzusehen. Trotz alles Kämpfens und alles rüstigen Schaffens, das wir die letzten vier Jahrzehnte auf dem Gebiete der Wohnungskunst erlebt haben, dürfen wir sagen: nie gab es für unsere Raumgestaltung einen belebteren, einen interessanteren Augenblick als den gegenwärtigen.

Die Fragen des „Wohnens“ sind zu Weltfragen geworden; ein bedeutendes Stück geistigen Geschehens spielt sich in ihnen ab; jeder einzelne wird persönlich von ihnen ergriffen. Man wird es verstehen, wenn ich von hier aus, im Gedanken an die vierzig Jahre des Bestehens der „Innen-Dekoration“, der Ueberzeugung Ausdruck gebe, daß selten die Arbeit einer gewissenhaften, im Mittelpunkt des Geschehens stehenden Zeitschrift so notwendig, so unentbehrlich war, als zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Eingedenk ihrer stets hochgehaltenen Aufgabe und Sendung wird sie auch in Zukunft darnach streben, das wichtige, das zeigetragene Schaffen aus allen Ländern vor das Forum der breiten Oeffentlichkeit zu bringen, damit die Lage nach allen Seiten geklärt wird und ein dauerhaftes, gehaltvolles Fazit gezogen werden kann.“

*) „Innen-Dekoration“, 40. Jahrgang. Januarheft 1929 mit 12 großen Abbildungen, 2 Vierfarben-, 2 Sepiatonbeilagen und vielen anregenden Texten 3 RM. Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Darmstadt.

Die Angst vor der besseren Hälfte.

Was muß das für eine Megäre sein, dieser Weibsteufel, Frau Bru aus Bouville in der Nähe von Chartres in Frankreich! Eine kaum glaubliche Geschichte liest man nun unlängst über sie. Sie sagt, der Mann hätte schuld daran, der Ehemann, der biedere Bäcker Bru, widerspricht und behauptet das Gegenteil. Er, der keiner Fliege was tut und den Tag über fleißig die schönen Teigwaren herstellt, er kommt in die Hände der Polizei zum Entsetzen seiner ihm angetrauten Ehehälfte. Der Roman aber begann so:

Eines Tages ist der Bäcker verschwunden. Auch den nächsten Tag. Acht Tage ist er fort. Die energische Frau Bru wendet sich in ihrer Bedrängnis an die Ortspolizei. Sie weiß keinen Grund für das Verschwinden ihres Mannes. Ehestreitigkeiten kämen ja heutzutage in allen Familien vor. Nun wird die Suche nach dem verlorenen Bäcker wieder aufgenommen, Streifpatrouillen werden ausgesandt in die Wälder und Felder, aber nichts hilft, es bleibt wie verhext mit Bru.

Wissen Sie schon das Neueste? Wie ein Schnellfeuer verbreitet sich die Nachricht in Bouville. Der Bäcker Bru ist zurückgekehrt, gestern ist er bei seiner Schwägerin aufgetaucht. Die ging nun auf das Polizeiamt und benachrichtigte die Behörde. Der Schreiber schloß den Aktendeckel, der Fall war erledigt. Aber weshalb Bru acht Tage ferngeblieben war, da müßt Ihr seine bessere Hälfte fragen. Sie weiß Bescheid. Der Bäcker hatte an jenem denkwürdigen Tage viel Geschäfte außerhalb zu erledigen und hatte sich so verspätet, so sehr verspätet, daß ein Nachhausekommen zu seiner Ehefrau undenkbar war! Der Mann hatte Angst. Er war zermürbt worden durch die dauernden Zerwürfnisse mit der Frau und hatte es satt . . . Er hat die acht Tage benutzt, um eine Fußtour in der Gegend seines Heimatortes zu unternehmen, er hat acht Tage nicht zu backen brauchen, er hatte mehr als 500 Kilometer zurückgelegt aus Angst vor der Megäre.

Aus aller Welt.

Der boshafte Hofnarr auf dem Maskenball. Kaiser Ferdinand III. hatte einen Hofnarren, der besonders viel schlechte Streiche machte. Als er wieder einmal einen solchen begangen hatte, befahl Ferdinand III., daß der Narr dafür den ganzen Tag nichts zu essen und zu trinken bekommen solle. Das ärgerte den Hofnarren um so mehr, weil an diesem Tage am kaiserlichen Hof ein großes Maskenfest veranstaltet wurde, wozu hervorragende Weine und vorzügliche Speisen herangeschafft worden waren. Der Hofnarr rächte sich für die ihm auferlegte Strafe in recht drastischer Weise. Er beschaffte sich Bretter und nagelte damit sämtliche Toiletten zu. Zur Rede gestellt, meinte der Hofnarr: an einem Hof, wo man nichts zu essen und zu trinken bekäme, brauche man auch keine Toiletten. Erst als man ihm versicherte, daß er auch zu essen und zu trinken bekäme, gab der Hofnarr die Toiletten wieder frei.

Ein sonderbarer Selbstmordversuch. Im Zuchthause von Lesgarre in der Gironde wurde ein Sträfling mit Strangulationsmerkmalen am Halse und mit einer Kopfwunde bewußtlos in einer Blutlache vorgefunden. Der Sträfling hatte eine lange Zuchthausstrafe verbüßt und stand kurz vor seiner Entlassung. Aus Furcht, nun wieder in den Strom des Lebens hineingeworfen zu werden, hatte er erst versucht, sich zu erdrosseln und sich dann an der Zellenmauer die Hirnschale zerschmettert. Er wurde sofort ins Hospital gebracht und nach kurzer Zeit wiederhergestellt.

Fröhliche Ecke.

Vom Skifahren. Poldi: „No, wie gehts mit dem Skifahren?“ — Toni: „No, mit'n Fahren gehts scho ganz gut, nur's Ausweichen geht no nit recht.“ — Poldi: „No, wann der andere sieht, daß du net viel kannst, weicht ja eh der andere aus.“ — Toni: „Na ja — des schon —, waßt, wenn aber der andere — a Baam is?“ („Fl. Bl.“)

Unterschied. „Mein Mann geht so entsetzlich viel aus. Und deiner?“ — „Ich kann es nicht sagen. Ich bin zu selten zu Hause, um Beobachtungen machen zu können.“ („Matin.“)